

Neue Zürcher Zeitung

Eine Schule für Dichtung

Internationales Symposium

«Über die Lehr- und Lernbarkeit von Literatur» in Wien

Vor einem Jahr ist die «Schule für Dichtung in Wien» gegründet worden. Das Gründungskollegium besteht aus sieben jüngeren österreichischen Autorinnen und Autoren (unter ihnen: Christian Ide Hintze, Christine Huber, Christian Loidl), die einerseits der «Jack Kerouac School of Disembodied Poetics», der als eigene Fakultät betriebenen Poesieschule am «Naropa Institute», einer Universität in Boulder (Colorado, USA), nahestehen und andererseits Schreibvorstellungen aufgenommen haben, die von der «Wiener Gruppe» um Gerhard Rühm und H. C. Artmann, nicht weniger von Friederike Mayröcker, Ernst Jandl und Erich Fried, von Wolfgang Bauer und Gerhard Jaschke entwickelt worden sind. Lokale Traditionen wie Kaffeehaus, Kasperl, Stegreifspiel, Aktionismus sollen besondere Berücksichtigung finden.

Mit der Errichtung einer Poesieschule könnte der Traum vieler in Erfüllung gehen. Dass man das Verfassen von Stücken, Romanen und Gedichten nirgendwo lernen könne, so wie die Musiker ans Konservatorium und die Maler an die Akademien und Schulen für Gestaltung gehen, das wird in regelmässigen Abständen beklagt. Auch raunt man hierzulande immer wieder von den Kursen in schöpferischem Schreiben, die an den amerikanischen Universitäten stattfinden sollen. Wohl gab es gelegentlich auch bei uns da und dort einen «Workshop» oder eine «Schreibwerkstatt», aber dauerhafte Impulse für das literarische Leben gingen davon kaum aus.

In Wien aber soll jetzt Ernst gemacht werden mit der Schreibakademie, auch wenn der Nutzen nicht abzuschätzen und eine gewisse Skepsis angebracht ist. Von Gottfried Keller wird überliefert, dass er einem begeisterten Pfarrer, der auch so einen schönen Roman wie den «Grünen Heinrich» schreiben wollte und ihn um Rat fragte, wie man das mache, antwortete: «Das Rezept kann ich Ihnen geben, aber es nützt Ihnen nichts. Sie müssen immer so schreiben, wie Sie denken.»

★

Der Beginn des Wiener Projekts, das Referate, Performances, Lesungen, Podiumsdiskussionen und vor allem Schreibklassen und Lehrgespräche anbot, hat gewaltiges Aufsehen erregt. Die Erwartungen schossen derart ins Kraut, dass manche Veranstaltung des Gründungssymposiums in die grösseren Säle der Hochschule für angewandte Kunst verlegt werden musste. Ob die medienintensiv begleiteten Tage «Über die Lehr- und Lernbarkeit von Literatur» (7.–11. April) den erwünschten Langzeiteffekt haben werden, bleibt abzuwarten. Ein durchdachtes und kunterbuntes Ereignis waren sie auf jeden Fall. Und manche unserer Bedenken haben sie gründlich ausgeräumt.

«Sie müssen immer so schreiben, wie Sie denken», sagte Keller. Gerade das war in Wien eine der Hauptforderungen: Mut zu fassen zum ganz eigenen Denken, Fühlen, Schreiben. Und da dieses erste Wiener Pilotexperiment breit und pluralistisch abgestützt war, konnte auch jeder dort auf Impulse stossen, wo er sich solche – bewusst oder unbewusst – erhoffte. Mitbegründer und bedeutende Autoren der «Wiener Gruppe» waren da: H. C. Artmann und Gerhard Rühm. Aber auch jüngere Nachfolger wie Gerhard Jaschke. Sogar der «Magic Afternoon»-Verfasser Wolfgang Bauer zeigte sich nicht abgeneigt. Ihm gefiel beson-

ders «die Verquickung des brutalen Begriffs Schule mit dem zimmerlichen der Dichtkunst». Während dann etwa Artmann Lehr- und Lernbarkeit der Poesie gründlich in Frage stellte und seine Stunden zum (anregenden) Reden über Literatur umfunktionierte, blieb Rühm hart bei der Sache, überzog seine Schreibektionen stundenlang mit passionierter Konsequenz. Und was dabei herauskam, war bemerkenswert. Das sei vorweggenommen.

Als Seele und Inspirationsquell des Ganzen kann man die erstaunliche Anne Waldman, Ethnopoetin und Lyrikerin, bezeichnen, die zusammen mit Allen Ginsberg die «Jack Kerouac School» leitet. Sie brachte gute Dozenten mit wie den gebürtigen Finnen Anselm Hollo. («Gertrude Stein School»: so sollte ihre Schule ursprünglich heissen, womit die Verbindung zu Wien, zu Mayröcker und Jandl, auf die sich die Organisatoren berufen, ersichtlich ist.) Einen Akzent subtiler Art setzte die Dänin Inger Christensen, die in schöpferischem Umgang mit der Linguistik herausragende Dichtungen vortrug, die aber auch ihrerseits von einer seit vier Jahren höchst erfolgreich arbeitenden Kopenhagener Autorenakademie erzählte.

Es zeugt von der Weitsicht der Organisatoren, dass auch Vertreter ganz anderer, gewissermassen normativerer und rationalerer Richtungen geladen waren: So Anatoli Potapow vom Moskauer Gorki-Institut oder der Rumäne Helmut Britz, der vom «Selbstmord einer Dichterschule» im stalinistischen Rumänien berichtete. Mit Aufmerksamkeit verfolgte man die Ausführungen über die bekannteste Schreibhochschule deutscher Sprache, das 1974 gegründete Johannes-R.-Becher-Literaturinstitut in Leipzig. Dessen momentaner Direktor, Helmut Richter, und der Dozent Peter Gosse sprachen über die Geschichte bis zur heutigen «Abwicklung» und die Schriftstellerin Katja Lange-Müller über ihre dreijährigen Erfahrungen als Studentin. Das Institut sei ihr zwar gelegentlich wie das Ambulatorium einer psychiatrischen Anstalt vorgekommen. Andererseits habe man doch intensiv gelernt, nicht nur bei Lehrern, sondern vor allem auch, indem man sich den Diskussionen und Kritiken der andern stellen musste. 93 soll Bernd Jentzsch die Leitung übernehmen. «Gottsched und Beuys» laute die neue Devise für die Akademie, Verbindung von Norm- und schöpferischer Spontaneität.

Nicht nur in Leipzig, nein auch in Wien oder in Boulder, Colorado, wird Tradition als mächtiges und anregendes Spannungsfeld hochgehalten. Wendelin Schmidt-Dengler zeigt scharfsinnig anhand von Horaz, bis zu welchem Punkt der Römer die Dichtung als lernbar erachtete. Poesie und Poetik bringt er in eine atypische aufregende Verbindung. Ein anderer lehrt das Verfassen von Sonetten, und wieder ein anderer setzt das Anagrammieren aufs Programm. Gerhard Rühm beschwört immer wieder den Wert der Literaturgeschichte. Rühm in seiner Eröffnungsrede: «Kultur ist ohne Vergangenheit nicht denkbar. Lebendige Kultur ist sozusagen permanente Vergangenheitsbewältigung. Das Wissen um die Traditionen – auch wenn man gegen sie opponieren will – ist für die eigene Standortbestimmung unverzichtbar...» So wenig Wissen um die Errungenschaften der Vorgänger treffe man sonst in keiner Kunstsparte an. Neue alte Töne fürwahr.

So offengehalten die Ansätze waren, eines war (fast) allen Lehrern gemeinsam: der Sinn für Sprache als ursprüngliches Ausdrucksmittel, als erstes ureigenstes Material. Nicht Inhalte oder Botschaften sollten rapportiert, beschrieben werden. Sprache soll gefunden, erweckt und wiedererweckt werden, in einem selber und um einen herum. Die Entfremdung vom schöpferischen Sprachkern soll in der Dichtung rückgängig gemacht werden. Da wurde einerseits ein mystisch gesuchter Ursprung beschworen, andererseits die Arbeit mit vorgefundenen Sprachmaterialien und damit die ständige Reflexion über Sprache herausgestellt. Ausgangspunkt war für den einen das Nichts oder das Chaos oder der «Blödsinn», für den andern die Fülle, das Universale. Und alle meinten sie das Neuschaffen mittels Sprache. In ihren musiknahen Grundtatsachen, in Lauten und Satzteilen ist Sprache fühlbarer, entzündbarer, als wenn sie in eine (vorgegebene) Syntax gezwängt ist.

Gemäss dieser Ausrichtung fielen die am Schluss öffentlich vorgelegten Resultate der kurzen, allzu kurzen Lehr- und Lernzeit aus (die sich übrigens in ständigen lokalen Schreibveranstaltungen, in «fliegenden Klassenzimmern», und im September mit einem neuen Symposium fortsetzen soll). Wer als Lehrer Inhalt forderte – und das waren nur sehr wenige – richtete Verheerendes an: vorgefertigte Gedanken und entsprechende Sätze, platter Dilettantismus jagten den Zuhörern das pure Entsetzen über den Rücken. Am schlimmsten war jene Schreibklasse, die Biographisches bis zurück zur eigenen Geburt zu notieren hatte.

Sobald aber Laute und Sprachklänge als Material eingesetzt wurden, kam Lust ins Spiel, Produktivität. Eine Schweizer Teilnehmerin erzählte begeistert von ihren Lektionen beim Wiener Religionsphilosophen und Ethnologen Arnold Keyserling. Gemäss seinem Glauben an eine körperhaft direkte, nicht abstrakte Quelle der Einfälle musste jeder so lange «blabbern», bis sich das «Geblabber» mühelos in Sprache übersetzen liess. – Erstaunlich auch, was mit einem bewusst eingeschränkten Sprachmaterial ermöglicht wird. Zwei Beispiele: Anne Waldman liess lyrische Zitate spielerisch montieren. Verblüffend, mit welcher überzeugender Ausstrahlung sich da in einigen Fällen neue Sprachkörper herstellten. Bei Gerhard Rühm hatte jeder «ein Hauptwort, ein Zeitwort und ein Eigenschaftswort» vorzuschlagen, worauf die Schüler ausschliesslich mit diesen Vorgaben rhythmisch arbeiteten. Und wieder verhielt es sich so, dass zum Schluss einer der Vortragenden mit einem sinnlich musikalischen Gedicht, dessen Bedeutungskohärenz sich allmählich in Zischlaute auflöste, Aufsehen erregte. Vielleicht ist es unabdingbar, sich so auf formale und klangliche Mittel zu besinnen, in einer Zeit, da Sprache fast ausschliesslich als Transportmittel für Information gebraucht und missbraucht wird.

Im Zeitalter der grenzüberschreitenden Künste, der visuellen Poesie und der Tonbilder, der Videokunst und Multimedia, der Musik als Dichtung und der Dichtung als Musik, sollten jene besser geschult werden, die von der Sprache herkommen. Am ehesten sähe ich eine entsprechende Ausbildung an einer Hochschule für angewandte Kunst oder – in der Schweiz – an einer Schule für Gestaltung.

Vielleicht liesse sich sogar der Vorschlag des Literaturwissenschaftlers Eberhard Lämmert aufnehmen und ausbauen. 1989 hatte er an einem wissenschaftlichen Symposium der «Deutschen Forschungsgemeinschaft» über Literaturkritik ein Literaturinstitut gefordert, in dem theoriebezogene Literaturwissenschaftler und auf die Praxis ausgerichtete Literaturkritiker zusammenfinden. Nicht weniger sinnvoll wäre die Aufnahme von Autorinnen und Autoren. In Lämmerts Vision hätten sie jedenfalls ihren Platz:

«Literarische Praxis und Literaturwissenschaft könnten hier vielmehr probeweise einander ähnlich nahestehen und ergänzen, wie es zwischen Praktikern und Theoretikern in Forschungsinstituten der Biogenetik oder auch der Verfahrenstechnik längst geschieht. Zusammen mit einem Studio, das beruflich oder ausserberuflich Lesenden den Weg zum Schreiben auf eigene Hand erleichtert, könnte eine solche Einrichtung schliesslich nicht nur ein günstiger Ort sein, der öffentlich gehandhabten Sprache in diesem unserem Lande aufzuhelfen, sondern auch ein Organ, das die Literatur lebendig hält oder gar lebendiger macht. Das wäre dann – gleichviel ob Wissenschaft oder Kritik – eine schöne Kunst.»

Beatrice von Matt